Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 24 (1980)

Heft: 2

Artikel: Über das Sammeln von Autographen

Autor: Schwarz, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-388361

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WALTER SCHWARZ (ZÜRICH)

ÜBER DAS SAMMELN VON AUTOGRAPHEN

Für Günther Mecklenburg (J. A. Stargardt), Marburg, dem Senior der deutschen Autographenhändler

I

Über das Sammeln von Autographen ist vieles geschrieben worden. Aber noch immer nicht alles. Manche glauben, man sei ein Sammler, wenn man etwas sammelt. Sie irren. Nur der ist ein wirklicher Sammler, der mit Geld und Gemüt verzehrender Leidenschaft Dinge zusammenträgt. Man erkennt sie auf Versteigerungen; wenn sie, mit besessener Entschlossenheit, ihre Hand solange hochrecken, bis der begehrte Gegenstand ihrer geworden ist. Die abgeschlagenen Konkurrenten fluchen unhörbar in sich hinein. Dies ist nicht die Art des Nichtsammlers. Seine Zeit kommt etwa, wenn zwischen zwei hart umkämpften Positionen des Katalogs eine Pause der Erschöpfung und der Erwartung eintritt. Die Aufmerksamkeit läßt nach. Eine Wolke der Ermüdung lagert über dem Saal. Ein interessantes Stück wird ausgerufen. Blitzschnell wird die Hand hochgeworfen. Und ehe noch jemand etwas gemerkt hat, ist das Stück wegstibitzt. Direkt heimtückisch, sagt der Platznachbar. Warum eigentlich, sagt der Scharfschütze.

II

Es gibt viele Wege, die zum Sammeln von Autographen führen und verführen: Interesse an der Person, am historischen Hintergrund, an der Investierung von Geld und schließlich auch an der Schrift. Autographen unserer Zeit werden sehr selten sein. Man tippt, läßt tippen, telegraphiert und telephoniert. Nur noch Testamente werden als einsame Erzeugnisse der Handschrift gehandelt werden. Um so wertvoller werden die Relikte der Zeit sein, als man den größeren Teil des Tages schrieb.

Das graphologische Interesse allein rechtfertigt noch nicht den Aufwand für den Erwerb eines Autographs. Es kann mit einer guten Reproduktion billiger befriedigt werden. Rechtfertigend ist vielmehr allein die Originalität des Stücks, seine Einmaligkeit. Man hält ein Stück Papier in der Hand, über das etwa Karl V. seine Feder hat gleiten lassen, das er gesiegelt und gefaltet und verschickt hat. Und keine Reproduktion kann die Art und den Zustand des Papiers, die Farbe der Tinte oder die Kratzspur der tintenlosen Feder wiedergeben. Diese Einmaligkeit inspiriert. Man tut sich in der Geschichte um: im Makrokosmos der Zeit, im Mikrokosmos des Schreibers. Man erlebt Geschichte.

Das hat mit professioneller Arbeit nichts zu tun. Es ist engagiertes Lesen; aber am Ende steht nicht ein Buch oder ein Artikel. Es ist ein der Arbeitsfron enthobenes vergnügtes Lesen.

III

Bevor alles dies sich abspielt, muß das Autograph gekauft oder ersteigert worden sein. Das hat unbestreitbar etwas mit Geld zu tun. Bei den Auktionen der Autographen geht es nicht so hektisch her wie bei den Kunstauktionen. Autographensammler sind ein friedfertiges, kleines und exklusives Völkchen. Händler und Amateure halten sich die Waage. Man kennt sich. Oft weiß der eine, wegen welchen Stückes der andere angereist gekommen ist. Museumsleute mit gut gefüllter Tasche sind ebenso gefährlich wie Händler mit schwergewichtigen Auftrag-

gebern. Es geht sehr ruhig zu. Es wird – außer auf dem Auktionstisch – nicht gesprochen. In der ersten Reihe wird nicht einmal die Hand erhoben: man nickt nur. Ein Ritual.

IV

Da gibt es einen Brief in lateinischer Sprache von Martin Luther an seinen Freund Hieronymus Baumgärtner vom 15. Oktober 1524 (Abb. S. 90). Die (eigene) deutsche Übersetzung lautet:

«Gnade und Frieden im Herrn. Auch Dich, mein Hieronymus, muß ich, inmitten der Menge von Armen, in Anspruch nehmen. Dieser junge Mann, Gregor Keser, will irgendwo eine Stellung und erbat von mir Briefe an irgendjemanden in Nürnberg. Obwohl ich ihm aber keine Hoffnung gemacht habe, weil ich weiß, daß dort alles voll ist, habe ich ihn dennoch reisen lassen, in Gottes Namen, der auch die Raben nährt. Übrigens, *wenn* Du Deine Kaete von Bora behalten *willst,* beeile Dich, bevor sie sich mit einem anderen verbindet, der zur Hand ist. Noch hat dieser Deine Liebe nicht besiegt. Ich würde mich wirklich freuen, wenn Ihr zwei einander heiraten würdet. Leb wohl.

Wittenberg, 12. Oktober 1524.

Martinus Luther.»

Die Rückseite:

«An Hieronymus Baumgartter, junger Mann in Nürnberg, hervorragend durch Frömmigkeit und Bildung, in Christo gegrüßt.»

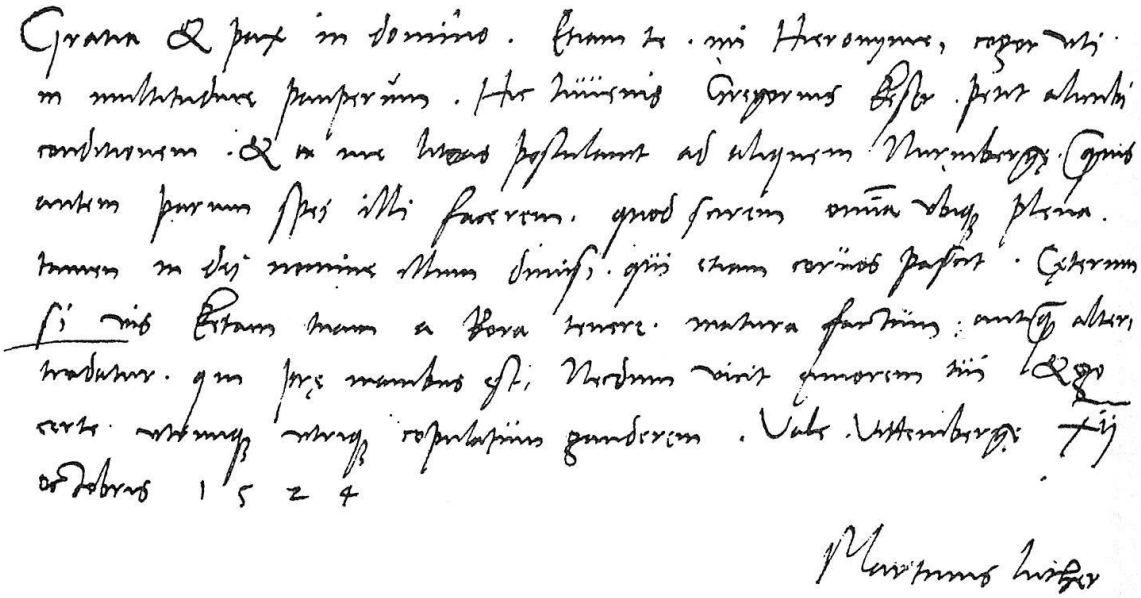
Das Siegel ist, wie sehr oft, von roher Hand herausgerissen. Man hielt es früher für kostbarer als den Text.

Dieser Brief war am Ende des 18. Jahrhunderts im Besitz von C. G. von Murr in Nürnberg. Er bot ihn, zusammen mit anderen Briefen Luthers, in seinem «Neuen Journal zur Litteratur und Kunstgeschichte», II 289, im Jahre 1799 zum Kauf an. 1804 wurde ein Teil des Briefs von ihm faksimiliert in seinen «Chirographa personarum celebrium» veröffentlicht. Es ist anzunehmen und auch zu begrüßen, daß der Brief dereinst ein Museum zieren wird.

Auf den ersten Blick erscheint die Handschrift fast unzugänglich. Nur einige Großbuchstaben am Wortbeginn sind sofort zu erkennen. Das große K im Namen Keser (zweite Zeile von oben) und bei Kaete (sechste Zeile von oben) ist seltsam verschnörkelt. Das kleine e sieht einem r ähnlich. Das kleine u trägt zwei Pünktchen, das kleine v ebenfalls. Es braucht Zeit, diese Handschrift zu lesen. Sie hat sich im Laufe seines Lebens nicht verändert. Im Alter werden die Aufschwünge des großen V ausgeprägter. Das Schluß-r im Namen wird groß geschrieben, und ein D für Doktor angehängt.

Diese Handschrift ist die eines Mönchs, der sein Leben lang nicht sehr viel anderes getan hat als schreiben. Die Schrift ist klein, fast zierlich; denn nur eine zeitsparende kleine Schrift kann das Gebirge an Schriftgut bewältigen, das abzutragen Luther sich auferlegt. Schreiben ist ihm eine unentbehrliche Lebensäußerung. Das Schriftbild ist großzügig und weitläufig. Es ist klar gegliedert. Die unvorstellbare Wucht seiner Gedanken hat auf seine Schrift nicht eingewirkt.

Der historische Hintergrund: Luther war ein entschiedener Gegner des Zölibats geworden. Es sei gegen göttliches Gebot und wider die Natur. Mönche und Nonnen nahmen die Botschaft auf und liefen in Scharen von den Klöstern weg. Im Zisterzienserkloster Nimbschen bei Grimma (nahe Leipzig) wollten zwölf von vierzig Nonnen ausbrechen. Sie nahmen mit Luther Verbindung auf. Ein Bürger aus Torgau (an der Elbe), der das Kloster mit Heringen belieferte, fuhr mit zwei anderen Helfern vor das Kloster, half den Nonnen über die Mauer und versteckte sie in seinem Planwagen. Zu Ostern 1523 kamen sie in Wittenberg an. Manche kehrten zu ihren Familien zurück. Aber nicht alle Familien wollten die Mädchen zurück haben. In kinderreichen Familien wurden die Kinder, die man nicht mehr ernähren konnte, in ein Kloster gesteckt. Zu die-



Brief Martin Luthers vom 15. Oktober 1524 an Hieronimus Baumgärtner.

sem Zweck hatte man, und hatten frühere Generationen, großzügige Stiftungen gemacht. Eine der Nonnen war Katharina von Bora, aus einem verarmten sächsischen Geschlecht des Kleinadels. Ihre Mutter war tot, ihr Vater verheiratet. Sie hatte kein Zuhause mehr. Sie war 26 Jahre alt und für damalige Vorstellungen ein spätes Mädchen. Zwei Jahre lang tat sie Hausarbeit. Sie war nicht gerade hübsch, aber hatte ein interessantes, typisch slawisches Gesicht. So malte sie Lucas Cranach. In Wittenberg studierte damals ein Nürnberger Patriziersohn, Hieronymus Baumgärtner. Sie verliebten sich. Aber seine Eltern wollten keine mittellose weggelaufene Nonne zur Schwiegertochter. Er wurde in Nürnberg standesgemäß verheiratet. Aus dieser Zeit stammt der Brief. Er blieb folgenlos. «Zur Hand» aber war nicht etwa Luther selbst, sondern ein Pfarrer Glatz, den Katharina durchaus nicht haben wollte. So entschloß sich Luther, damals 42 Jahre alt, sie zu heiraten. Es war keine Liebesheirat. Und gewiß keine Vernunftheirat. Aber wohl eine Gewissensheirat. Luther fühlte sich für sie verantwortlich. Außerdem glaubte er damals, die Kirche werde ihn bald als Ketzer verbrennen, und es gab hinreichend Beispiele dafür. Vor seinem Märtyrertod wollte er eine Familie gründen.

Es wurde eine gute Ehe. Aus Verantwortungsgefühl wurde Zuneigung und Respekt und dann auch Liebe. Sie wurde die «Frau Doktorin», und manchmal adressierte er sie spaßhaft als «Lieber Herr Käthe». Sie war eine glänzende Hausfrau und später auch Gutsbesitzerin. Ihr Hauswesen war die Grundlage des deutschen protestantischen Pfarrhauses, dem ein guter Teil der deutschen Literatur und noch vieles mehr zu verdanken ist.

ABBILDUNGSLEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

1 Hieronymus Baumgärtner (1498–1565). Kupferstich von Johann Pfann.

2 Katharina von Bora (1499–1552). Radierung J.E. Haid (1782) nach dem Porträt von Lucas Cranach (1525).

3 Autograph von Moses Mendelssohn; vgl. die Wiedergabe der Textabschnitte in der «Berlinischen Monatsschrift» vom Juli 1783, Abb. 5.

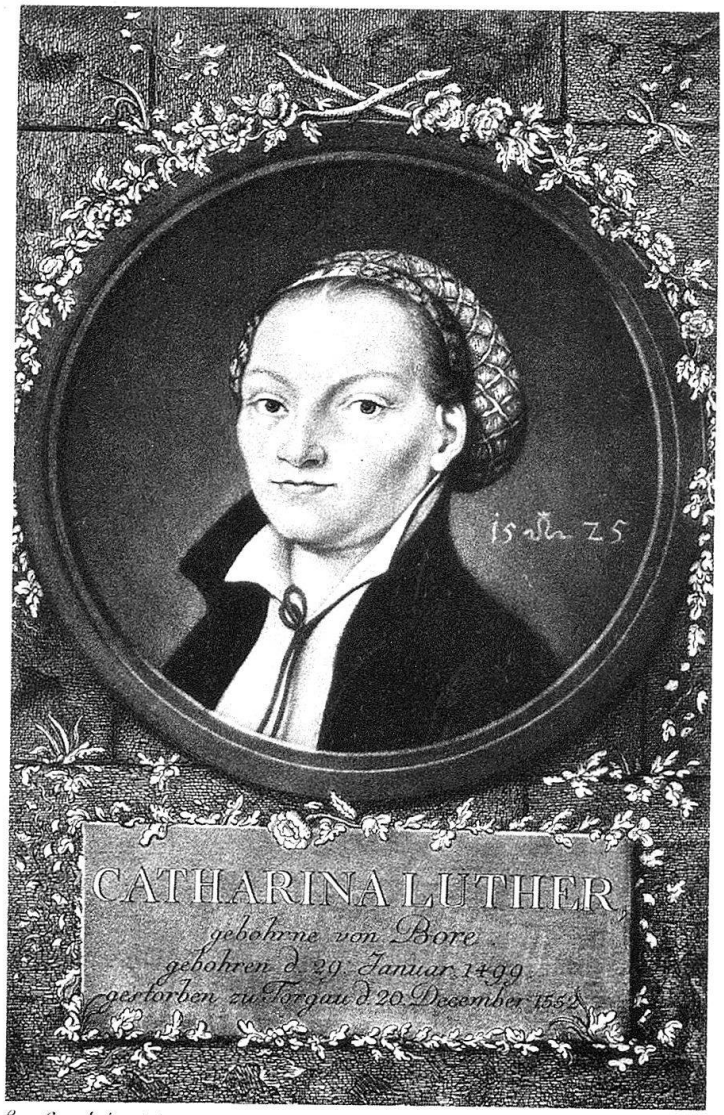
4 Moses Mendelssohn (1729–1786). Stich von Johann Gotthard von Müller nach einem Gemälde von Johann Christoph Frisch.

5 Titelseite der «Berlinischen Monatsschrift» von 1783 und Textseiten entsprechend dem auf Tafel 3 wiedergegebenen Autograph von Moses Mendelssohn.

Si quis amans PATRIÆ PATER unquum vixit; HIC ille est,
passus, pro PATRIÆ, summa pericla, bono.
Virtutem CÆSAR fuit admiratus, et omnes
docti, ob tot dotes, HUNC coluere Virum.

Johann. Pfann Sc.

Nobilis. Famil. Paumgartneriana devotiss. cultor F. Johannes Michael Dilherrg, Pastor ad S. Sebaldi, et Prof. Publ.



Lucas Cranach pinx. 1626.

F. E. Haid sculp. Aug. Vind. 1782.

die reche u letzte Angst der Menschen ist.

Man wird toleranter. die Jugend wird zwar nicht ihre Wahrheit, aber doch allen Stolz, diese Consequenz ihrer Ansichten. Kann ich nicht auch meine Ueberzeugung des Guten u Bösen ebenso stark, ebenso intolerant ~~[illegible]~~ haben, ad aut um Glaubens willen ein Leben, welches durch keine meiner Jahre höchsten Kraftgefühl ~~[illegible]~~ wird?

Der Zorn Gottes über alle Sünde hat sich gar oft ausgesprochen. — Doch diese Verwarnung führt zu blosser Wortgeräuschen.

Q Gerechtigkeit der ewigen Gottheit, durch Menschen

Aber rächende Menschen, Gottes Thun, weil Gottes Urtheil, Gottes Willen, wenn willkürliche Menschen, auf allen Seiten nach vielen Auslegungen gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre darin zu befürchten? Mißbrauch, der das Heiligste, auf das Wohlthätigste anwenden soll, daß das man der Menschheit in der Wahrheit lenkt. Ich sah mein Ziel, welches nur alles Gute, das auch der Leser nun der reinste, wenn die Begeisterung rechtfertigen soll.

Noch ein Wort! Wird Nacht u Schmerz nach dieser Lehre Dissonanzen? ~~[illegible]~~ F, kein Liebe

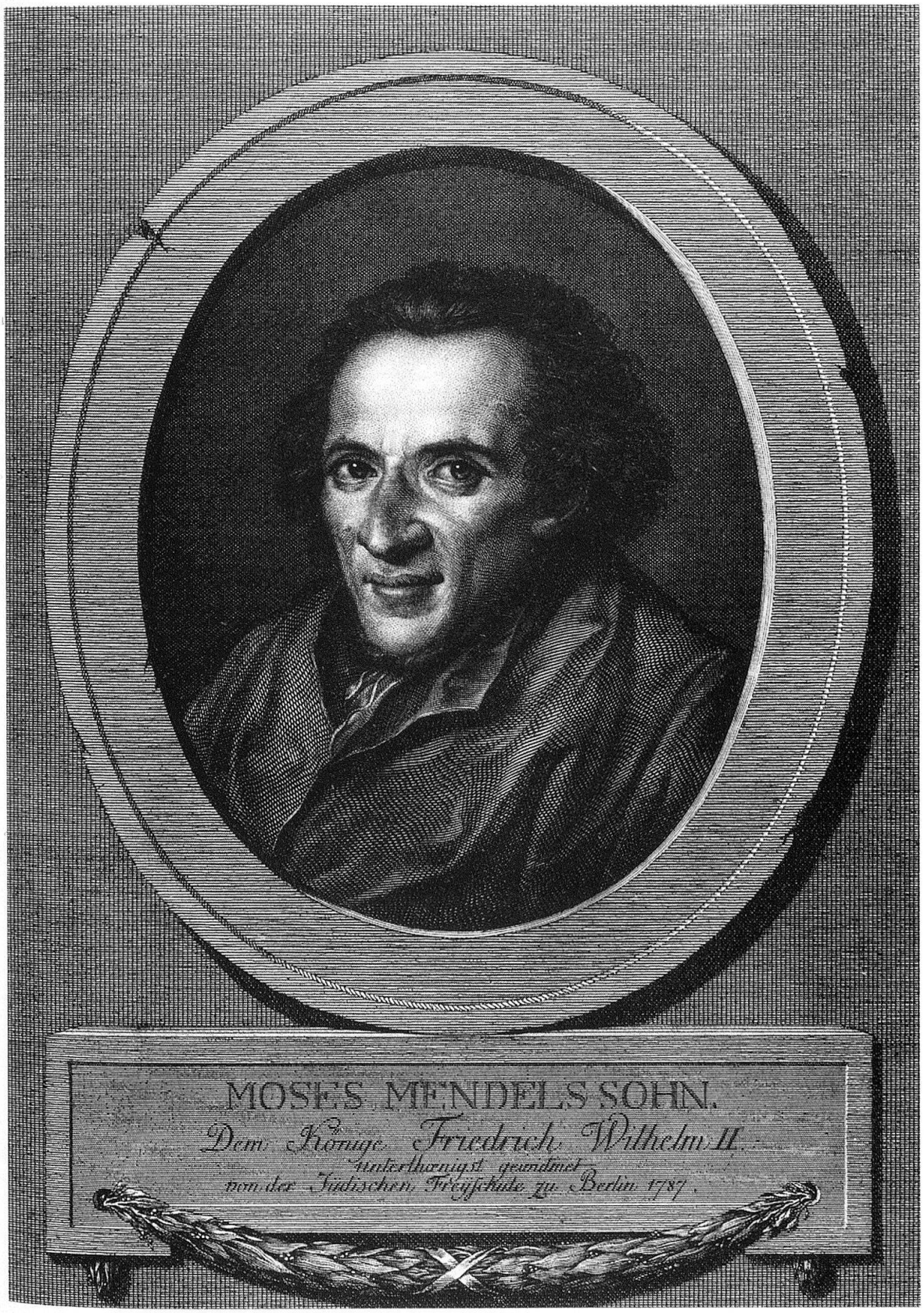
Q! Die Nacht kann Aufhebung F. werden, wenn in den Tönen seine Durchdringungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen, Begierden der in Verabscheuung zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen — wenn er ein guter Mann ist.

Dem Schmerze liegt die Disharmonie in den Tönen der Begeisterungsvermögen, Disharmonie in den Grund der Seele, ~~[illegible]~~ Triebe und Verzweiflungsgrunde, Verkehrter Empfindungen Streit zwischen uns — Unvollkommenheit, die Mißbilligung, Mißbilligung, [illegible] Verachtung u. s. w. zerrgt. Ich kann mir diese Unterschied nach keinem andern System so deutlich erklären: Dixi.

Q In einem zweiten Abschnitte. Die Rabbiner sagen: der Mensch sündigt nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn fährt. aber doch nicht völlig Dissonanzen!

~~[illegible]~~ Von Schneider ist die eigenen Handschrift Moses Mendelssohns. Die Erzeugnisse am 22 April 1842 der Buchstabe

Joseph Mendelssohn


MOSES MENDELSSOHN.
Dem Könige Friedrich Wilhelm II.
unterthänigst gewidmet
von der Jüdischen Freyschule zu Berlin 1787.

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

F. Gedike und J. E. Biester.

Zweiter Band.
Julius bis December.

Berlin, 1783.
Bei Haude und Spener.

Wie kann ein Gut, das mir versprochen, ein Uebel, das mir angedroht wird, mich meinen gefaßten Entschluß ändern machen? Wenn keine Wirkung der Bewegungsgründe auf den Willen unausbleiblich ist, woran liegt es denn, daß sie zuweilen wirklich erfolgt, daß sie nicht immer ausbleibet?

Die Moral, sagt Ihr Freund, wird eine Art von Mechanik. Ja, wenn man sich so ausdrükken will; aber, mit dem Unterschiede, daß in der moralischen Mechanik die Erkenntniß des Guten und Bösen, in ihrem ganzen Umfange und nach allen Graden der Erleuchtung, das einzige Triebwerk ausmacht, die erste und letzte Kraft der Maschine ist. Das Gute, das ich begehre, verlange, wünsche, erwarte, ist die Federkraft; und mein Wille, meine Neigung, mein Instinkt das Räderwerk, das durch Vorstellung oder Empfindung von jenem in Spiel gesetzt wird.

Man wird toleranter. Die Tugend verliert zwar nicht ihren Werth, aber doch allen Stolz. Diese Konsequenz sehe ich nicht ein. Kann ich nicht auf meine Erkenntniß des Guten und Bösen eben so stolz, eben so intolerant sein, als auf ein bloßes, eigensinniges Belieben, welches durch keine meiner guten Eigenschaften veranlaßt wird?

Der

Der Zorn Gottes über alle Sünde läßt sich gar wohl vertheidigen. — Doch diese Erörterung führet zu bloßen Wortgrübeleien.

Aber rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit durch Strafen, Böses thun weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkührliche Strafen! — Auf allen Dächern muß wider diese Ungeheuer gepredigt werden. Welcher Mißbrauch wäre davon zu befürchten? Mißbrauch, der das Erspriessliche, das Wohlthätige aufwöge, das der Mensch hier in der Wahrheit findet? Ich für meinen Theil danke für alles Gute, was aus der Lehre von der rächenden, ewigen Bestrafung entstanden sein soll.

Noch ein Wort! Sind Narr und Schurke nach dieser Lehre Synonimen? In einem gewissen Verstande. Die Rabinen sagen: Der Mensch sündiget nie, wenn nicht ein Geist der Narrheit in ihn gefahren ist. Aber wie alle Synonimen, sind sie deswegen nicht völlig einerlei. Mangel des Erkenntnisses ist es im Grunde bei beiden; jenem fehlts an Erkenntniß des Wahren, diesem an Erkenntniß des Guten. Dieses macht einen Unterschied in den Gesinnungen, die wir gegen sie haben.

Der Narr kann Achtung, kann Liebe verdienen, wenn in dem System seiner Begehrungsvermögen Harmonie ist, wenn seine Wünsche, Triebe, Verlangen,

langen, Begierden und Verabscheuungen zur Vollkommenheit übereinstimmen, mit der Bestimmung des Menschen übereinkommen: — wenn er ein guter Narr ist. Beim Schurken liegt Disharmonie in dem System der Begehrungsvermögen, Disharmonie in dem Grunde der Seele, Streit zwischen Trieben und Bewegungsgründen, verkehrter Einfluß der Begierden auf Vernunft: — Unvollkommenheit, welche Mißbilligung, Mißfallen, Verachtung u. s. w. erregt.

Beide haben unser Mitleiden. Wir bedauern den Narren, daß er ein Narr, und den Schurken, daß er ein Schurke sei; und, wenn sie leiden, so sympathisiren wir mit ihnen; aber unser Erbarmen hat nur der Narr, nicht allezeit der Schurke. Diesen suchen wir nicht immer von dem Uebel zu befreien, das er leidet. Die Empfindung sagt uns zuweilen, daß er es verdiene, und die Vernunft erklärt diese Worte dahin, daß das Leiden zu seiner Besserung gereichen könne; indem es auf das Erkenntniß des Guten und Bösen Einfluß hat, wo der Sitz seiner Seelenkrankheit ist. So wird der Wundarzt mit seinem Patienten Mitleiden haben, und vielleicht Thränen vergießen über die Schmerzen, die er ihm verursachet; aber erbarmen darf er sich seiner nicht, wenn er durch diese Schmerzen ihn zu heilen hoffet. Der Narr hingegen kann nicht durch Leiden kurirt werden. Der Sitz seines Seelenübels ist nicht das Erkenntniß des Guten

und

V

Rund 250 Jahre später sitzt ein kleiner, etwas buckliger Jude, der die Geschäfte eines Berliner Seidenfabrikanten führt, am Schreibtisch und hat im Augenblick nichts zu tun. Er nimmt sich einen erledigten Geschäftsbrief und schreibt auf dessen freie Rückseite einige philosophische Passagen (Abb. 3). Er heißt Moses Mendelssohn, ist 52 Jahre alt und gehört schon damals zu den Berühmtheiten Berlins. Der Geschäftsbrief handelt vom Ankauf von Organza-Seide. Er stammt vom 27. Februar 1780. Das Fragment ist Teil eines Aufsatzes über die Willensfreiheit und erschien im Juli 1783 in der «Berlinischen Monatsschrift». Veranlasser dieses Aufsatzes war der Schriftsteller und Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai. Er hatte einen Freund gebeten, in einer Zuschrift den Wunsch auszudrücken, daß Mendelssohn sich über dieses Thema äußern möge. Der Text des Fragments ist ohne Änderungen abgedruckt worden, nur das letzte Wort «Dixi» fehlt im Druck. Es erschien dem Autor entbehrlich und wohl auch zu prätentiös. Er war der bescheidenste aller Menschen. (Siehe Abb. 5.)

Er dachte und philosophierte so, wie man atmet, ohne Unterlaß. Einer seiner Söhne, der Bankier Joseph Mendelssohn, schenkte das Blatt einem Geschäftsfreund in Paris und schrieb dazu, sein Vater habe jede freie Viertelstunde dazu benutzt, sich mit «littérature» zu beschäftigen (für Joseph war alles Geschriebene «littérature»). Dann habe er das erste leere Blatt Papier ergriffen. Der Pedant Joseph hat leider das vorliegende Fragment wie auch die Rückseite mit dem Zusatz verunziert, die Vorderseite sei von seinem Vater geschrieben, die Rückseite jedoch nicht. Der Schreiber der Rückseite, der spätere Schwiegersohn Veit, hatte so oft die Handschrift von Moses Mendelssohn kopiert, daß seine eigene Handschrift ganz mendelssohnisch wurde. Seine Söhne wurden Christen und machten sich als Maler der Nazarenergruppe einen Namen.

Moses Mendelssohn kam als Dreizehnjähriger aus Dessau nach Berlin. Sein Vater war Thora-Schreiber (Thora = Pentateuch). Die Thora wird stets von Hand geschrieben. Jeder Schreibfehler macht sie unbrauchbar. Die hebräische Bildung eines Thora-Schreibers muß also sehr groß sein. Mütterlicherseits entstammte Moses einer Rabbinerdynastie, die sich bis in das Mittelalter verfolgen läßt. In seinem Vaterhaus sprach Moses nicht Deutsch, sondern das damals in Deutschland übliche Jiddisch, das mit hebräischen Buchstaben geschrieben wurde. Die deutsche Sprache und die deutsche wie auch die lateinische Schrift hatte Moses sich selbst beigebracht. Er war auch in allen kulturellen Dingen Autodidakt. Alle seine deutschen Äußerungen sind von Anbeginn an fehlerlos. Aber sie sind nicht nur fehlerlos, sondern sie sind klassisch. Der fehlende Bildungsgang wird nicht sichtbar. Auch seine Schrift unterscheidet sich nicht von der Schrift anderer Intellektueller. Sein Freund Lessing schreibt ähnlich. Mendelssohns Schrift hat ein ganz klein wenig die Züge der damaligen Geschäftsschrift. Beim Vergleich mit der Schrift von Veit erkennt man aber in seiner Schrift das vorherrschend Geistige.

Da Mendelssohn für sich schrieb, unterstrich er das für ihn wichtige. Und da ihm vieles wichtig war, nehmen die Unterstreichungen kein Ende. Das Problem der Willensfreiheit zwischen zwei Organza-Bestellungen. So war dieser Mann. Einer der bedeutendsten Philosophen seiner Zeit und der Wortführer des deutschen Judentums am Beginn der Emanzipation.

VI

Nun kommt ein sehr unordentlicher Brief. Ein «billet» von wenigen Zeilen (Abb. 9). Die Oberkante des Papiers ist, kaum sichtbar, mit Goldschnitt versehen. Die Schrift ist eilig, flüchtig, blaß, wie hingefetzt. Deutsch und Französisch wechseln einander ab:

«J'ai l'honneur de *referiren*, que je me porte à merveille que j'ai dormie comme un Rat, et que je vais me stürtzen in dampfende Bäder. Venez si cela Vous convient ainsi entre Midy et une heure. Nous irons alors ensemble chez la Radziwil. Voici les Mousselines en question, je n'en sais pas le prix, aber... [unleserlich]. Je suis dero ergebenste Base und Adoratia Luise.

Der Gottvergessene war recht vergessen gestern.»

Die Schreiberin ist Luise, Königin von Preußen, Frau des Königs Friedrich Wilhelm III. Die Adressatin ist die Großfürstin Anna Pawlowna, Schwägerin des Zaren Alexander I. Sie stammte aus deutschem Hause. Die beiden Frauen waren befreundet. Das Billet trägt weder ein Datum noch eine Ortsangabe. Das wäre auch überflüssig gewesen. Die «Radziwil» ist eine Nichte von Friedrich dem Großen: Prinzessin Luise von Preußen (1770–1836), seit 1796 mit Fürst Anton Radziwill verheiratet. Die Familie Radziwill war der preußische Zweig einer sehr begüterten Magnatenfamilie in Polen. Von «der Radziwil» stammen ergiebige Memoiren über den preußischen Hof ihrer Zeit. Da sich die Frauen Sommerstoffe aus Mousseline ansehen wollen, und da sie gemeinsam «die Radziwil» aufsuchen werden, und da die Zeilen heiter und unbeschwert sind, darf man annehmen, daß dieses Billet vor 1806 geschrieben ist, daß es Sommer war, und daß die Beteiligten sich in Berlin befanden.

Luise war zwar eine Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, aber wegen des frühen Todes ihrer Mutter bei ihrer Großmutter in Darmstadt erzogen worden. Der Darmstädter Hof war eine kleine Rokoko-Residenz. Luise ist eine späte Figur des Rokoko. Sie ist bildhübsch, hat eine blendende Linie, ist klug, charmant und voller Witz. An diesem Morgen geht es um die Sommergarderobe. Auf das dampfende Bad will sie nicht verzichten. Sie will sich aber mit Anna verabreden. Da wirft sie ein paar Zeilen hin. Die Feder jagt über das Papier. Aber sie nimmt sich Zeit für das Ballspiel mit den beiden Sprachen. Und natürlich auch für den Hofklatsch. Der «Gottvergessene» ist wahrscheinlich Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Bruder der «Radziwil» und Neffe des großen Königs. Er machte eine Zeitlang der Königin Luise den Hof. Sie war aber nicht die einzige.

Das Spielen mit den Sprachen – deren Orthographie sie gleichmäßig schlecht beherrscht – macht ihr ein großes Vergnügen. Als Kronprinzessin schrieb sie ihrem Mann ins Feld (einige Reitstunden weit entfernt, vor Mainz):

«Tout en mangeant des Kirschen bien schwarz und bonnes, je prends la plume pour vous dire que j'ai parfaitement bien geschlaffen.»

Ein andermal schreibt sie ihm:

«Adieu Altesse Royale de mon cœur... ich muß fort in Kirch gehen, sonst schlägt mich mey alte Großmäme.»

Das war Darmstädter Dialekt, ihr als Prinzessin streng verboten und deshalb besonders lieb.

Im Jahre 1808 war sie zu einem Staatsbesuch in St. Petersburg gewesen. Dort sprach man natürlich Französisch, aber von der Dienerschaft hatte sie etwas Russisch abgehört. Vor einem Besuch bei ihrem Vater in Strelitz kündigte sie sich bei ihm an:

«Lieber Päp, ich bin tull und varucky...»

Und einen Monat später war sie tot.

Sie war eine leidenschaftliche Briefschreiberin, wie viele ihrer Zeitgenossen. Wir haben kein Recht zu fragen, was denn diese Menschen sich zu jeder Tages- und Nachtzeit zu erzählen hatten. Heute wird das telephonisch erledigt. Und die Nachwelt hat nichts davon. Das ist gut so. Luises Briefe füllen Bände. Es ist durchaus nicht immer Hofgeschwätz.

Nach der Katastrophe von 1806 schreibt sie lange politische Memoranden. Aber auch im tiefsten Frieden hatte sie mehr zu sagen, als daß sie gut geschlafen habe. Am 23. August 1801 schreibt sie an die Oberhofdame Gräfin Voss:

«... Und wir, wir haben die Erklärungen zu den Karikaturen von Howgard [sie meint Hogarth] durch Lichtenburg [sie meint Lichtenberg] gelesen, die Delbrück [der Erzieher ihres ältesten Sohnes] uns gebracht hat. Das ist nicht der selbe Lichtenburg von... [unleserlich], der in der guten und lieben Stadt Berlin lebt, sondern das ist einer, der mehr Geist unter dem Nagel seines kleinen Fingers hatte, als ich in meinem ganzen Körper und in meinem Kopf.» Ein sehr selbständiges Urteil. Ihre Schrift ist dort viel energischer als auf dem Billet, denn sie nimmt sich Zeit. Ihre Schrift vermittelt den Eindruck der Schnelligkeit und der Großzügigkeit. Sie macht dort zwei Striche unter ihrem Namen. Sie weiß, wer sie ist.

Bald war es aus mit der Idylle von Schloß Paretz in der Mark, wo sie mit ihrem Mann ein einfaches Leben führte. Napoleon verwandelte die Landkarte Europas. Preußen verlor den leichtsinnig eingehandelten Krieg und den größten Teil seiner Gebiete. Die königliche Familie mußte bis zur russischen Grenze flüchten. Im Juli 1807 kapituliert der glücklose und auch unfähige König in Tilsit vor Napoleon. Luise war gebeten worden, von Memel nach Tilsit zu kommen, um Napoleon zu erweichen. Sie erbat von ihm einige Provinzen. Napoleon blieb hart: «Vous demandez beaucoup. Mais je vous promets d'y songer.» Natürlich dachte er nicht daran, auch nur einen Fußbreit nachzugeben. Alle Zeugen sind sich einig, daß Luise hinreißend aussah. Der verläßlichste Zeuge ist jedoch Napoleon selbst. Er schrieb an die Kaiserin Josephine: «Die Königin von Preußen ist wirklich bezaubernd, sie ist voller Koketterie zu mir. Aber sei ja nicht eifersüchtig, ich bin eine Wachsleinwand, an der alles nur abgleiten kann...» Luise weiß sofort, daß Napoleon nur mit ihr gespielt hat. Sie wirft ihm zum Abschied ins Gesicht: «Sire, vous m'avez cruellement trompé.»

Zar Alexander I., damals ein strahlender junger Gott, verfehlte nicht, auf Luise einen tiefen Eindruck zu machen. Sie betet ihn an. Die Königin und der König sind im Winter 1808/09 fast einen Monat zu einem Staatsbesuch in St. Petersburg. Jeden Tag ist ein großes Diner. Der Zar sitzt regelmäßig zwischen der Zarin und seiner Maitresse, der Fürstin Narischkin. Luises Romanze ist zu Ende. Die Entfaltung einer geradezu asiatischen Pracht, die Überfütterung mit Genüssen aller Art und die körperlichen Strapazen der Bälle sind zuviel für Luise. Sie ist am Beginn ihrer neunten und letzten Schwangerschaft. Die Halsschmerzen verließen sie nie. Sie schläft zu wenig. Sie schreibt in das Tagebuch: «nach dem Essen noch Ball. Um drei Uhr zu Bett. Abgehetzt, hundsmüde, zu nichts mehr fähig.» Die seelische Verwundung durch das Verhalten des Zaren mag ein übriges getan haben. Für sie war es eine einzige Tortur. Um so bedrückender liest sich die Überschrift ihres Petersburger Tagebuchs «Für alle, die ich liebe.» Im Sommer 1810 stirbt sie mit nur 34 Jahren an einer Lungenembolie. Noch auf dem Totenbett bewahrt sie ihre Haltung. Zu ihrem Mann sagt sie: «Mach mir nicht so eine Szene, und bedauere mich nicht, sonst sterbe ich.» Kurz darauf verschied sie.

Der preußische Oberlehrer hat aus ihrem Leben und Leiden eine patriotische Legende gemacht. Sie wurde zur nationalen Heldin emporstilisiert. Sie war es nicht. Aber sie war sicherlich die charmanteste preußische Königin. Man kann sogar sagen, ohne einer der königlichen Frauen zu nahe zu treten, daß sie die einzige Königin in Preußen war, deren Anmut und Liebreiz sie zu einem Abgott ihres Volkes machte. Und unter den königlichen und nichtköniglichen Briefschreiberinnen ihres Jahrhunderts war sie eine der menschlichsten und liebenswertesten.

Im Mausoleum des Schlosses Charlottenburg in Berlin vergeht kaum ein Tag, an dem nicht auch heute noch, nach bald zwei Jahrhunderten, frische Blumen auf ihrem Sarkophag lägen. Für den Leser ihrer Briefe ist es schwer, sich nicht in sie zu vernarren. Er befindet sich dabei in der Gesellschaft erlauchtester Namen.

VII

Kurz vor der Petersburger Reise hatte Luise ihrem Vater einen langen Brief geschrieben. Sie war sich über die Gründe des Zusammenbruchs klar: «Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen.» Dann berichtet sie über ihre Kinder. Von ihrem zweiten Sohn, Wilhelm, schreibt sie: «er wird ... wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Äußeren hat er die meiste Ähnlichkeit mit ihm. Nur wird er, so glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin immer noch in meinen Mann verliebt.» Nach den Bildnissen möchte man meinen, daß Luise sich hier verguckt hat, was Verliebte gerne tun.

Wilhelm wurde als Wilhelm I. nach seinem älteren Bruder, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen und 1871 Deutscher Kaiser. Er war eine große, schlanke Erscheinung. Ein fescher Backenbart verlieh seinem Gesicht eine vorteilhafte Umrahmung. Er hatte das Glück und das Unglück, den größten Staatsmann seiner Zeit, Bismarck, zur Seite zu haben. Er starb mit fast 91 Jahren. Er machte die Beschreibung seiner Mutter wahr. Aber er brachte noch etwas mehr mit: Herzensvornehmheit und den Charme seiner Mutter.

Im Jahre 1866 schlug Preußen den Widersacher Österreich militärisch und politisch. Preußen war nun zur stärksten Macht in Deutschland geworden. Die Staaten, die sich nicht rechtzeitig Preußen angeschlossen hatten, wurden kurzweg annektiert: Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau, Hannover und die Freie Reichsstadt Frankfurt. Überall gab es finanzielle Auseinandersetzungen. In Frankfurt übernahm Preußen das «staatliche» Vermögen, vor allem die Eisenbahnen, und beließ das städtische Vermögen der Stadt. Drei Jahre lang wurde über die Entschädigung für die Eisenbahn verhandelt. Man glaubte, auf der Basis von 2 Millionen Gulden Land zu sehen. Plötzlich verlangte die Stadtverordnetenversammlung eine weitere Million. Man war nämlich des Glaubens, daß Preußen den größeren Teil der Kriegskontribution von 5½ Millionen Gulden wieder herauszahlen müsse. Der preußische Finanzminister von der Heydt, früher Bankier in Elberfeld, lehnte brüsk ab. Das kam dem König zu Ohren. Er wurde von allen Seiten angegangen. Vornehm, wie er war, wollte er nicht auf sich den Vorwurf sitzen lassen, Preußen sei knickerig. Kurz entschlossen wandte er sich an seinen Bankier, die dritte Million als Kredit auf sein Hausvermögen aufzunehmen. Ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.

Er war ein schlichter Mann. Am liebsten schlief er auf einem Feldbett. Er war ein Preuße durch und durch und wollte von den imperialen Ambitionen seines Kanzlers nichts wissen. Am Tage der Kaiserkrönung in Versailles (18. Januar 1871) schrieb er an die künftige Kaiserin: «Ich kann Dir nicht sagen, in welcher morosen Emotion ich in diesen Tagen war ... vor allem über den

---

ABBILDUNGSLEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

6 Königin Luise von Preußen (1776–1810). Gemälde (1802) von Joseph Grassi; vgl. dazu den Beitrag von Peter Sulzer auf S. 107ff.

7 Großfürstin Anna Pawlowna von Rußland, geborene Prinzessin Juliane von Sachsen-Coburg-Saalfeld (1781–1860). Radierung nach einem Gemälde von H. Brenner.

8 Die im Billet der Königin Luise erwähnte Fürstin Luise Radziwill war die Mutter der Prinzessin Elisa Radziwill (1803–1834), der Jugendgeliebten des späteren Kaisers Wilhelm I., deren Briefe 1911 in einer hübschen Ausgabe veröffentlicht worden sind.

9 Billet der Königin Luise von Preußen (vgl. S. 95f.).

10 Kaiser Wilhelm I. Radierung von Karl Stauffer-Bern (1857–1891): «Es ist eine verdammte Arbeit, ich habe den ganzen Kaiser neu angefangen, beim Abschleifen viel gelernt und hoffe das gelernte jetzt verwerthen zu können. Ich schleife ihn wieder ab, wenn er nicht wird» (aus einem Brief vom Weihnachtstag 1886).

Bildnachweis: 1, 2, 4, 7: Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich; 6: Hohenzollern-Jahrbuch 9, 1905, bei S. 144; 10: Graphische Sammlung der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich.

H. Bonner pinx.t Mercu sculp.t

ЕЯ ВЫСОЧЕСТВО
ВЕЛИКАЯ КНЯГИНЯ АННА ПАВЛОВНА.

S: A: I: la Grande-Duchesse Anne.

Elisa Radziwill

Ein Leben in Liebe und Leid

Unveröffentlichte Briefe der Jahre 1820-1834

herausgegeben von

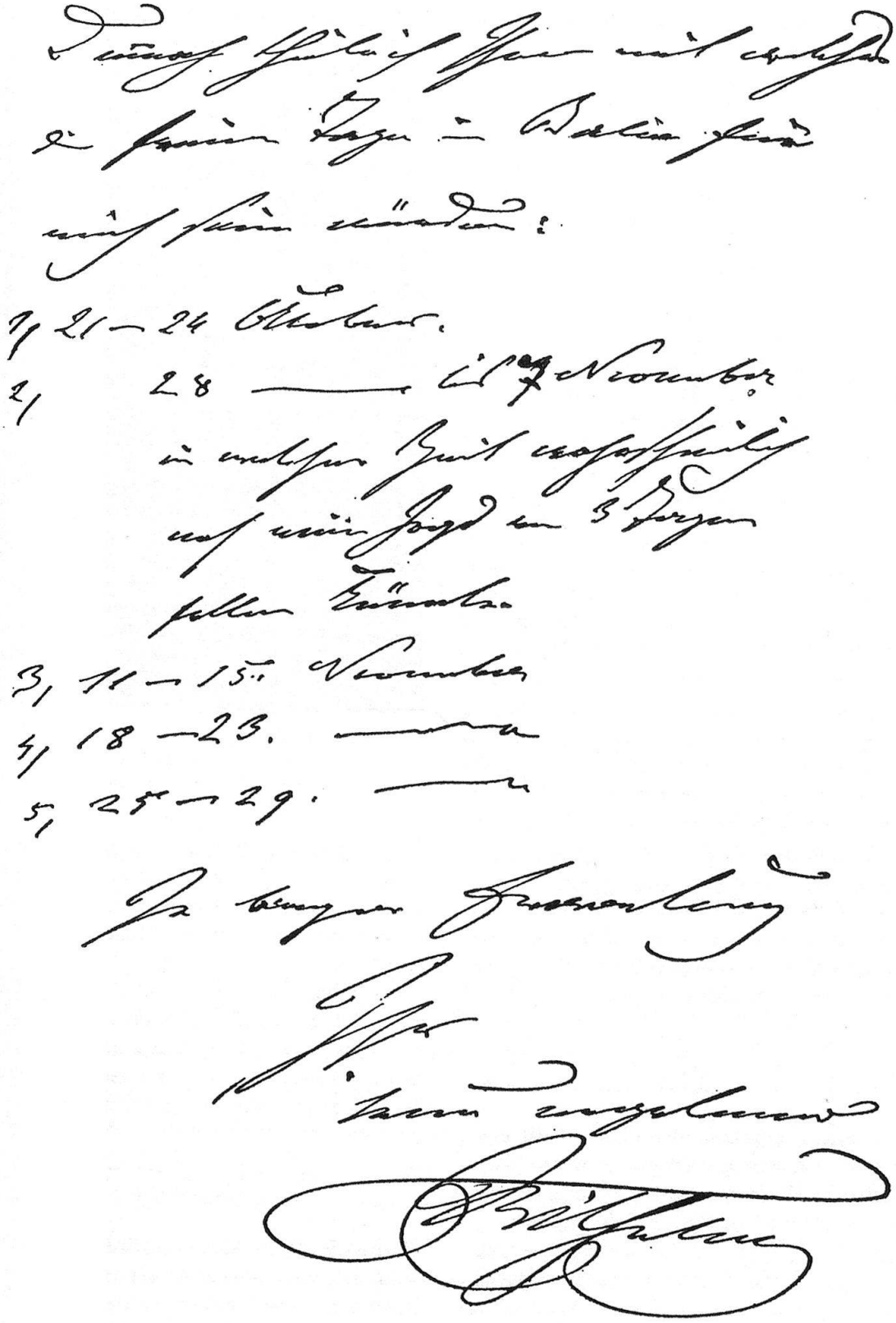
Dr. Bruno Hennig

Mit 8 Abbildungen

E.S. Mittler & Sohn
Königl. Hofbuchhandlung
Berlin 1911

J'ai l'honneur de referiren, que je me porte à merveille
que j'ai dormir come un Rat, et que je vais me stürtzen
in dampfenden Bäder. Venez si cela Vous convient ainsi
entre Midy et une heur. Nous irons alors ensemble chez la
Radzivil. Voici les Mousselines en question, je n'en sçais
pas le prix. Der Gnade kommt nach. Je suis dero
vergebensten Bass u. Adoratia
Lenzler

Der Gott vergessene war recht vergessen gestern



Dritte Seite des Briefes von Kaiser Wilhelm I. an eine unbekannte Adressatin (1877).

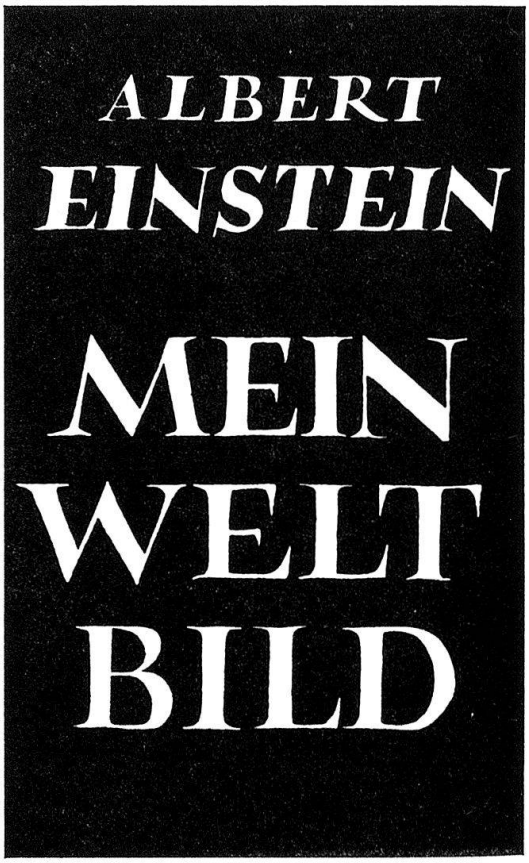
Schmerz, den preußischen Titel verdrängt zu sehen.» In der Schule lernte man, dieser Tag sei auch die Krönung seines Lebens gewesen. Er wollte gar nicht Deutscher Kaiser werden. Bismarck zwang ihn dazu, wie zu vielem anderen auch.

Die Kaiserin Augusta war eine Weimarer Prinzessin. Sie war eine erbitterte Feindin von Bismarck, liberal und katholikenfreundlich. Die Ehe war auch aus anderen Gründen nicht glücklich. Wilhelm wollte nicht sie heiraten, sondern seine Jugendfreundin Elisa von Radziwill (eine Tochter der «Radziwil» im Billet der Königin Luise). Sechs Jahre kämpfte er um sie. Die Regierung widersetzte sich mit allen Mitteln, weil Elisa nicht ebenbürtig war. Selbst die Adoption durch ein Mitglied der Familie Hohenzollern wurde nicht anerkannt: sie könne das Blut nicht ersetzen. Eine erzwungene Ehe steht unter keinem guten Vorzeichen. Nachdem Elisa 1834 gestorben war, ging Wilhelm seine Wege. Noch als Achtzigjähriger (1877) schreibt er aus Baden einer Unbekannten, mit der ihn schon längere Zeit zarte Bande knüpfen, einen Brief (Abb. S. 103). Ergreifend, wie der einsame alte Mann um ein Treffen bittet. Die liegende, schnelle und energische Schrift hat sich nicht verändert. Die Auf- und Abschwünge der Anfangs- und Endbuchstaben sind fast die gleichen, nur der Elan ist nicht mehr der gleiche. Die Girlanden unter und um den Namenszug sind gleichmäßiger und ausgeglichener. «In banger Erwartung.» Man ist achtzig. Niemand glaubt es ihm.

VIII

Manche glauben, die Handschrift eines Genies müsse genial oder mindestens genialisch sein. Sie irren: aus der Handschrift der meisten Genies ist das Geniale nur ganz selten herauszulesen. So bei Albert Einstein.

Einstein schrieb in den dreißiger Jahren ein Manuskript: «Wie ich die Welt sehe.» Er änderte den Titel ab: «Wie ich in die Welt sehe.» Der Querido-Verlag in Amsterdam hat das Manuskript 1934 in seinem Sammelband «Mein Weltbild» veröffentlicht. Es umfaßt fünf Seiten, von denen die erste Seite hier wiedergegeben wird (Abb. S. 105).



Umschlag der Originalbroschur der Erstausgabe (Querido Verlag, Amsterdam 1934).

Einsteins Handschrift hat sich im Laufe seines Lebens kaum verändert. Der Text ist für jeden lesbar. Das gerade will Einstein. Er will um keinen Preis mit seiner Schrift Eindruck machen. Auch nicht mit seiner Unterschrift, die oft so viele unerfüllte Träume enthüllt. Die Größe einer Unterschrift und der Grad ihrer Kompliziertheit stehen stets im umgekehrten Verhältnis zur Bedeutung des Schreibers.

Wie ich die Welt sehe.

Wie merkwürdig ist die Situation von uns Erdenkindern. Für einen kurzen Besuch ist jeder da. Er weiss nicht wofür, aber manchmal glaubt er's zu fühlen. Vom einem Standpunkt des täglichen Lebens ohne tiefere Reflektion weiss man aber: Man ist da für die andern Menschen – zunächst für diejenigen, von deren Lächeln und Wohlsein das eigene Glück völlig abhängig ist, dann aber auch für die vielen Ungekannten, mit deren Schicksal uns ein Band des Mitfühlens verkettet. Jeden Tag denke ich unzählige Male daran, dass mein äusseres und inneres Leben auf der Arbeit der jetzigen und der schon verstorbenen Menschen beruht, dass ich mich anstrengen muss, um zu geben im gleichen Ausmass als ich empfangen habe und noch empfange. Ich habe das Bedürfnis nach Genügsamkeit und ~~fühle es als~~ hab oft das ~~schmerzliche~~ drückende Bewusstsein, mehr als nötig von der Arbeit meiner Mitmenschen ~~im Empfang zu nehmen~~ zu beanspruchen. Die sozialen Klassen-Unterschiede empfinde ich als nicht gerechtfertigt und letzten Endes als auf Gewalt beruhend. Auch glaube ich, dass ein schlichtes und anspruchsloses äusseres Leben für jeden gut ist, für Körper und Geist.

An Freiheit des Menschen im philosophischen Sinne glaube ich keineswegs. Jeder handelt nicht nur unter äusserem Zwange sondern auch gemäss innerer Notwendigkeit. Schopenhauers Spruch: ein Mensch kann zwar thun, was er will, aber nicht wollen was er will, hat mich seit meiner Jugend lebendig erfüllt und ist mir beim Anblick und beim Erleiden der Härten des Lebens immer ein Trost gewesen und eine unerschöpfliche Quelle der Toleranz. Dies Bewusstsein mildert in wohlthuender Weise das leicht lähmend wirkende Verantwortungsgefühl und macht, dass wir uns selbst und die andern nicht gar zu ernst nehmen; es führt zu einer Lebensauffassung, die auch besonders dem Humor sein Recht lässt.

Nach Sinn oder Zweck des eigenen Daseins sowie des Daseins der Geschöpfe überhaupt zu fragen ist mir von einem objektiven Stand-

Der Text dieses Autographs von Albert Einstein ist in seinem Buch «Mein Weltbild» abgedruckt.

Wenn auch ein Physiker mit seinen mathematischen Gleichungen nur einen Bruchteil dessen mit der Hand schreibt, was ein Romanschriftsteller täglich zu leisten hat, so ist doch im Laufe seines Lebens die allgemeine Korrespondenz riesig angewachsen. auch als er weltberühmt wurde. Er war ein zutiefst religiöser Mensch. Schreiben war für ihn ein notwendiges Übel, zu dem er das Gerät verwendete, das ihm die Schule mitgegeben hatte. Schrift kann enthüllen, aber auch irreführen.

Albert Einstein (1879–1955). Die Porträtskizze von Hanni Bay (1885–1978) entstand während der Gründung der «Jewish Agency» in Zürich und wurde im «Volksrecht» Nr. 190 vom 15. August 1929 veröffentlicht. Das Original ist verschollen.

Einstein ficht das nicht an. Er schreibt weiter so, als ob er gerade die Schule verlassen hätte. Es gibt keine Verschleifungen, keine Verknotungen, kein Auf- und Abschwellen des Drucks der Hand, keine Auf- und Abschwünge am Wortbeginn oder am Ende. Kein Buchstabe ist verformt. Nur der Abstrich des t wird manchmal nach oben gezogen und als Querstrich verlängert. Niemand würde angesichts dieser Schrift auf die Idee verfallen, daß hier jemand schreibt, der das Weltbild unseres Jahrtausends revolutionär verändert hat. Die Bescheidenheit dieses Menschen ist unendlich. Er war immer so – als er noch ein Student war, und

IX

Mit dem Sammeln von Autographen fängt es an, mit dem Bücherlesen geht es weiter. Man liest von einem Buch zum anderen, von einer Zeit in die andere, durch das Große und Kleine Welttheater. Die Figuren der Weltgeschichte stehen auf, bewegen sich, öffnen ihren Mund und sprechen zu einem. Jahrhunderte scheinen überbrückt. Fast stellt sich das Gefühl der Indiskretion ein, wenn man Briefe liest, die nicht für einen bestimmt sind. Und je weiter man liest, desto mehr gerät man ins Erstaunen. Goethe sagt («Parabase»): «... Zum Erstaunen bin ich da.»